

"Man muss diese Zeit durchstehen..."

Autor(en): **Lo Curto, Sandra**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Actio : ein Magazin für Lebenshilfe**

Band (Jahr): **97 (1988)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

TAG DER KRANKEN

Von Sandra Lo Curto

Wer als Gesunder nach einem Krankenbesuch das Spitalgebäude verlässt, atmet meistens dankbar und erleichtert auf – eine Reaktion, die er beim Gedanken an die Kranken sogleich wieder verdrängt. Dass es Kranken selbst ebenso geht, konnte ich bei meinen Gesprächen immer wieder feststellen. «Es könnte schlimmer sein!» oder «Andere sind schlimmer dran als ich», waren häufige Antworten. Ohnmacht, die sich trotz allem Glauben an den medizinischen Fortschritt nicht weglegen lässt, und Resignation schwangen mit, wenn es hiess: «Ich muss es halt so nehmen, wie es kommt.»

Freuen an dem, was ist

«Aber die Menschen können sich immer wieder erholen. Und die Natur hilft dabei auch...», lautet eine trotz allem hoffnungsvolle Aussage eines 95jährigen Mannes, dem ich im Pflegeheim begegne. In den vierziger Jahren musste er sich einer schweren Operation unterziehen. Er leide an Tuberkulose, aber sonst gehe es ihm ganz gut, sagt der Mann, der von Hand (und ohne Brille, wie es im Vorwort heisst) fünf Bücher über die Natur geschrieben hat und vom Pflegepersonal deshalb «der Schriftsteller» genannt wird.

In der Cafeteria sitzt Frau H. Sie ist 53jährig und leidet an Multipler Sklerose. Frau H. hat sich damit abgefunden, dass ihre Krankheit unheilbar ist. Sie hofft, dass es nicht schlimmer kommt, und freut sich, dass sie – mit einer Schiene am Bein – noch gehen kann. Die Kollegin, die sie ab und zu besuchte, ist kürzlich gestorben. Frau H. versucht nun, im Heim möglichst viel zu unternehmen. Mühsam sei nur, dass man nicht sagen könne, wie sich die Krankheit weiterentwickle, sagt sie.

Mit 20 Jahren verunfallt

Auf der Intensivstation eines Spitals liegen Patienten, die vielleicht noch am Vortag ihren Alltagsbeschäftigungen nachgingen. Zum Beispiel B., ein 20jähriger Mann, und seine Freundin: Sie hatten einen schweren Motorradunfall. Die Ärzte mussten B. ein Bein amputieren. B. spielte halbprofessionell Fussball. Nachdem er



Seit Jahren überreichen Freiwillige des Roten Kreuzes am Tag der Kranken Langzeitpatienten in Spitälern und Heimen Blumen. Am vergangenen 6. März waren es 30 000 Sträuße. Mit der Blumenaktion möchten das SRK und seine 69 regionalen Sektionen andere ermuntern, selbst Kranke zu besuchen, nicht nur am ersten Märzsonntag, sondern während des ganzen Jahres. (Bild: Roland Koella)

«Man muss diese Zeit durchstehen...»

Der diesjährige «Tag der Kranken» am vergangenen 6. März stand unter dem Motto «Vom Sinn des Krankseins». Die philosophische Frage nach dem Sinn hat Hochkonjunktur. Stellen sie auch die Kranken selber? Eine junge Frau hat in einem Pflegeheim und in einem Spital in Biel mit Patienten gesprochen. Was sie vor allem angetroffen hat, sind Menschen, die versuchen, ihr Schicksal mit Selbstbestimmung, Tapferkeit und Dankbarkeit für das, was noch bleibt, anzunehmen. Die Frage nach dem Sinn ihrer Krankheit wurde höchstens zwischen den Zeilen beantwortet.

unzählige Male unter die Decke des Spitalbettes geschaut hat, weil er nicht fassen kann, was mit ihm geschehen ist, beginnt er zu scherzen, er müsse sich nun ein anderes Hobby suchen. Er steht am Beginn eines langen Weges...

«Allein sein ist hart!»

Ein Waadtländer Ehepaar in höherem Alter wurde vom Leben nicht verwöhnt. Der Ehemann musste sich 14mal am

Kniegelenk und 7mal an den Augen operieren lassen, die Ehefrau leidet seit 24 Jahren unter Unterleibs- und Kopfschmerzen. «Ich hätte die Hälfte der Leiden meiner Frau auf mich nehmen wollen», sagt der Mann, und beide fügten hinzu, dass das Kranksein erträglicher wird, wenn man zu zweit ist: «Allein sein ist hart!» In einem gewissen Alter sei es schwer, die stets wiederkehrenden Schmerzen

zu ertragen, man müsse sich jedoch zufriedengeben, denn andere seien schlimmer dran.

Sich aufraffen

Auf der Abteilung für innere Medizin treffe ich zwei Männer mittleren Alters, M. aus Sorvilier und R. aus Reconvilier, zwei Bekannte, die sich hier zufällig getroffen haben, beide mit einem Blasentumor. Beide hatten früher ein eigenes Geschäft und haben dafür hart gearbeitet, beide wurden bereits dreimal operiert und mussten ihr Geschäft verkaufen. R. hat die vierte Operation hinter sich; er muss nun ohne Blase leben. Sein Leben lang hat er unter Beschwerden und Schlaflosigkeit gelitten, nachdem er als 20jähriger bei einem Verkehrsunfall einen Schädelbruch erlitt; dann folgten drei Herzinfarkte und die Blasenerkrankung. «Schicksal», sagt er etwas verbittert, «aber man muss sich wieder

auffraffen, wenn man weiterleben will.» «Ob man will oder nicht, man muss diese Zeit durchstehen», ergänzt sein Freund, worauf R. meint: «Glück hat, wer gesund ist!» Beide Männer fühlen sich weit weg vom «normalen» Leben und vom Arbeitsstress. Sie schöpfen ihre Kraft aus dem geliebten Familienumfeld.

Positive Einstellung

Frau D. ist 45 Jahre alt und liegt nach ihrer zweiten Knieoperation im Spital. Sie lässt sich durchs Kranksein nicht unterkriegen. Durch eine positive Lebenseinstellung könne der Heilungsprozess beschleunigt werden, davon sei sie überzeugt, sagt sie. Nach ihrer ersten Operation hat Frau D. allerdings gemerkt, dass auch sie – die sonst sportliche, aktive, selbstbewusste Frau – gegen Depressionen nicht gefeit ist. Sie hat sich damals selbst wieder einen Anstoss geben und Ablenkung suchen müssen, denn ihre Umgebung war ziemlich ratlos. Für Frau D. lautet eine der wichtigsten Fragen: Wie finden Ehepartner, Kinder, Verwandte und Freunde das richtige Mass an Anteilnahme gegenüber einem kranken Menschen, um ihn aufzumuntern und nicht allzusehr zu bemitleiden?

Die meisten Befragten hatten Mühe, sich als «krank» zu bezeichnen. Auf die Frage «Wie fühlen Sie sich als kranker Mensch?», kamen als Ant-

Im «Tag der Kranken», der jeweils am 1. Sonntag im März begangen wird, sind die vierzehn wichtigsten Organisationen des schweizerischen Gesundheitswesens zusammengeschlossen, darunter das Schweizerische Rote Kreuz.

wort zunächst medizinische Begriffe. Hat Kranksein für den Kranken eine andere Bedeutung, als sich das der Gesunde vorstellt? Dass vorübergehend oder chronisch Kranke von ihren Mitmenschen nicht ständig auf ihr Leiden angesprochen werden möchten, hat ein von Krankheit gezeichneter Mann zum Ausdruck gebracht. Er habe dies, sagte er, so satt, dass er nur noch abends, wenn es dunkel sei, aus dem Haus gehe. □

Krankheit ist kein Fehler

Der Aufruf zum diesjährigen Tag der Kranken wurde von Jean Starobinski, von 1957 bis 1985 Dozent für Gedankengeschichte, Literaturgeschichte und Geschichte der Medizin an der Universität Genf, verfasst.

Erinnere ich mich der Spiele meiner Kindheit, so denke ich an die Freuden junger Menschen. Erwinnere ich mich der Tage meiner Krankheit, so denke ich an die Leidenden. Ich bin gesund, oder doch davongekommen, aber mein Körper ist vom Schmerz gezeichnet und trägt die Narben der Krankheit. Es genügt, in mich hineinzuhorchen, um zu wissen, dass ich nicht in einer andern Welt als die Kranken lebe. Die Krankheit gehört zur Natur, und wir alle, ohne Ausnahme, sind Kinder dieser Natur. Sie lässt uns alle das Leben lieben, aber sie quält uns auch alle gleichermaßen. Doch wie ungleich verteilen sich Leiden und Freuden, Schwäche und Stärke! Gesundheit ist nichts anderes als überschüssige Kraft, über die wir zeitweise verfügen, um sie nach aussen zu leiten, auf andere zu übertragen. Der Kranke wiederum, der auf seine innere Kraft zurückgeworfen ist, kann nur empfangen. Das erträgt schwer, wer in gesunden Tagen gewohnt war, selber zu geben, sich mitzuteilen, zu handeln. Hier müssen Angehörige und Kranke, Pflegende und Patienten ein Band des Verstehens, der Hilfe und der Liebe knüpfen.

Wer den Kranken verstehen will, muss sich zuerst vom Gedanken lösen, der Kranke habe einen Fehler begangen und trage selber Schuld an seiner Krankheit. Frühe und noch unvollkommene religiöse Auffassungen sahen Krankheit als verdiente Strafe, die Busse forderte. Diese Haltung ist bis heute nicht überwunden, wie das Beispiel Aids zeigt.

Gewiss, um gesund zu bleiben, müssen wir eine Vielzahl von Lebensregeln einhalten. Seit Urzeiten befasst sich die Gesundheitslehre mit diesen Normen. Wer sie missachtet, setzt sich der Krankheit aus, wie sich der Draufgänger Unfällen aussetzt. Gleichwohl ist keine Krankheit bedeutet Strafe.

Die Krankheit und das ihr vorausgegangene Verhalten können nicht auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.

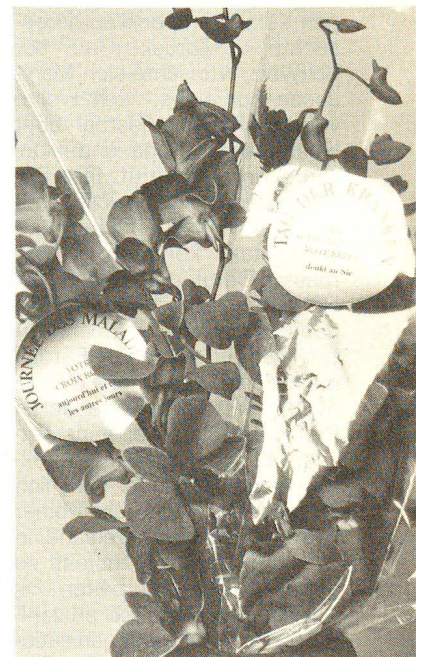
Gross ist heute auch die Versuchung, unsere Gesellschaft zum Sündenbock zu machen. Sicher können die Menschen in ihrem Kollektivverhalten die gleichen Fehler begehen wie in ihrem persönlichen Handeln. Wir setzen unsere Gesundheit ebenso aufs Spiel, wie wir den Tod anderer verursachen. Darum ist es verständlich, dass sich gewisse Kranke Erleichterung verschaffen, indem sie nach einem Schuldigen suchen, sich als Opfer von Fehlern anderer sehen. Die verhängnisvollen Auswirkungen der Zivilisation sind indessen nicht gewollte Bösartigkeiten und von Zaubern angehexte Übel. Vielmehr drückt sich in ihnen das Unge-nügen der bestehenden Normen aus, die wir dringend erneuern müssen, um uns besser zu schützen. Dazu müssen wir jene modernen wissenschaftlichen Methoden und Techniken heranziehen, die man heute so gerne kritisiert. (Doch sollten wir die Kinder nicht vergessen, die misshandelt und zugrunde gerichtet werden: Der Mangel an Liebe ist ein Fehler!)

Die Krankheit begleitet den Menschen seit Urbeginn. Einst, als wir der Natur näherstanden, starb man jung. Wohlstand, Gesundheitsbewusstsein und ärztliche Kunst haben unsere Lebensdauer beträchtlich verlängert.

Kleinkinderkrankheiten und vorzeitiger Tod sind in den entwickelten Gesellschaften seltener geworden. Dafür hat die Langlebigkeit uns Alterskrankheiten beschert. Doch die Medizin ist bestrebt, das Älterwerden immer besser zu verstehen, um die Krankheiten des hohen Alters zu bezwingen oder doch erträglicher zu machen.

Um dahin zu gelangen, brauchte und braucht es harte Denkarbeit und gezielte An-

strengungen. Zusätzliche Erfahrungen sowie deren sorgfältige Auswertung sind nötig. Wie an einer lebenden Maschine müssen die biochemischen Reaktionen der Zelle beobachtet werden. Dabei kann es sogar unumgänglich sein, für einen Augenblick Gefühle und persönliche Bindungen hintanzustellen. Verständnis und Liebe, von denen ich anfangs sprach, bleiben gleichwohl entscheidend. Aber sie benötigen äussere Hilfsmittel, vermag doch das freund-



schaftlichste Wohlwollen allein den Krankheitsverlauf nicht zu beeinflussen. Dazu bedarf es jener Werkzeuge, die uns die Wissenschaft in die Hände legt.

Was also schulden wir den Kranken? Beides: Herz und Kopf, Liebe ebenso wie die modernste Technik, das eine verstärkt durch das andere. Es gilt, den leidenden Menschen zu verstehen und gleichzeitig die komplizierten Mechanismen des Bösen zu durchschauen. Ein Fehler, der einzige Fehler wäre, wenn wir uns dem Kranken nicht in diesem doppelten Sinne zuwenden würden. □

Jean Starobinski